



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Vernunft und Verstand

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Ideal" dem Brief vom 13. Oktober angefügt ist und der mit dem Zusatz schließt: „(Fortsetzung folgt.)“. Er ist also nicht weniger abgebrochen als unsere Briefstelle.

„Das Streben nach dem Unerreichbaren, die Liebe zu dem Namenlosen, von denen Du schreibst, das ist gerade das Rechte.“ So beginnt das; immer wieder will Schlegel erweisen, daß Wilhelm Ansichten bekämpfe, die sich tatsächlich mit dessen eigenen Ansichten decken. Dann fügt er kantisch hinzu: „Aber beinahe mußte ich lächeln, wie ich las, daß Du das Unmögliche forderst. Wer die Wahrheit liebt, soll nie wähen, sie zu besitzen; und der, so das Ewige genießt, soll seinen schädlichen Irrtum fahren lassen, daß alles Andre nichts sei.“ Dann wirft Schlegel dem Bruder vor, er nehme den Begriff „Vernunft“ in falschem Sinn. Behaupte er doch daß F. H. Jacobis „Allwill“ alles im Menschen auf Empfänglichkeit zurückführe, während die Seele des Buchs das Ideal und dessen ganzer Inhalt die Vernunft sei. Hatte Wilhelm behauptet, die Vernunft leihe dem Ideal nichts, so erwidert Friedrich, sie leihe ihm weiter nichts, als daß sie es erzeuge. „Denn was ist Vernunft als Vermögen der Ideale? Was ich vorhin... Allheit nannte? und was ist Ideal, als Vernunftbegriff?“ Nun folgen die entscheidenden Worte: „Vernunft ist ja nicht nur ein Teil des Vorstellungsvermögens, sondern auch ein Grundtrieb, der nach dem Ewigen. Der Zusammenhang dieses Triebes mit dem Vermögen, zu begreifen und zu schließen, ist nicht ganz leicht einzusehen, aber doch wahr. Du redest immer nur von dem natürlichen, aber schädlichen Mißbrauch des letzteren.“

Unmittelbar schließt sich an diese Ausführungen an, was in dem Brief vom 17. November steht. Ich setze es noch hierher, um dann den ganzen Zusammenhang überblicken zu können.

Schlegel kann nicht begreifen, daß sein Bruder trotz den Betrachtungen über Allheit, Einheit und Vielheit sagen könne, die Vernunft herrsche in Schillers letztem Werke; es sei vielmehr ausschließlich ein Erzeugnis des Verstandes. „Aber Du nennst nun einmal mit dem gemeinen Sprachgebrauche, Vernunft nur ihren Gebrauch zum Behuf des Verstandes (mittelbare Erkenntnis).“ Das Herz sei mit dem Triebe Vernunft eins; sie seien dasselbe.

Beispiele folgen. F. H. Jacobis Vernunft sei eins mit der feinsten Sinnlichkeit, aber vielleicht nicht ganz mit dem Verstande. Mit Recht sei ihm Einsicht nie das Letzte, nur Mittel. Aber er lasse sich derart von der Empfänglichkeit leiten, daß er an platte Strafe und niederes Vorurteil glaube wie an das Höchste. Wer den edeln Trieb nach deut-

lichen Begriffen, nach klarer Einsicht, den Trieb, der bei Jacobi verhältnismäßig zu schwach sei, in sich trägt, könne ihn einen Feind der Vernunft nennen. Aber bei Jacobis „heiliger Dämmerung“ sei inneres Glück noch möglich. „Ist jener Trieb unnatürlich stark, so entstehen herz- und marklose Vernünftler, bei gemeinen Anlagen; ein unzählbarer Haufen neuerer Aufklärer usw. in unserm Vaterlande kann zum Beispiel dienen. Große Anlagen aber zerrüttet keine Ausschweifung so sehr, der Kranke drängt nur die Natur zu kennen, das Schöne und Gute zu wissen, bis alles Leben stumpf wird, und das Herz ohne Rettung verzweifelt.“ Und nun glaubt Schlegel die Stelle erreicht zu haben, von der sich klarer Einblick in das Wesen Schillers ergibt, wie es im Augenblick beschaffen ist: „Du wirst erstaunen, wenn ich Dir eingesteh, daß Schiller jetzt ohngefähr hier steht; ich behaupte aber, daß Du diesen Gang seines Geistes für sein Wesen selbst genommen hast. Ich glaube den Übergang von seinen alten zu seinen neuen Werken gefunden zu haben, der mir ehemals unmöglich schien. Nämlich wer als Jüngling ganz in Einbildung lebt, der muß als Mann ganz im Verstande leben. Aber es müßte doch tiefer hin noch im Verborgenen etwas zum Grunde liegen, das ihn so mächtig von Abgrund zu Abgrund stürzte. Und dieses ist es, was ich nie aufhören kann, an ihm wie überall für groß zu achten, die Leidenschaft zum Ewigen.“

Deutend fügt Friedrich noch hinzu, es sei von sittlicher Größe die Rede.

Mit Kant scheidet er Verstand von Vernunft. Bekanntes sei hier kurz zusammengestellt: Zunächst umfaßt für Kant Vernunft als das „ganze obere Erkenntnisvermögen“ Verstand und Vernunft. Vernunft tritt also nur im engeren Sinn zum Verstand in Gegensatz. Diese Vernunft ist für Kant „oberste Erkenntnisraft“. Sie bringt „unter die höchste Einheit des Denkens“ das, was der Verstand schon bearbeitet hat. Der Verstand kann niemals seinen mannigfaltigen Erkenntnissen Einheit a priori durch Begriffe geben, kann nicht gleiche „Vernunftseinheit“ erzielen. „Mannigfaltigkeit der Regeln und Einheit der Prinzipien“ fordert die Vernunft, „um den Verstand mit sich selbst in durchgängigen Zusammenhang zu bringen“. Die Vernunft will zu dem bedingten Erkenntnis des Verstandes das Unbedingte finden. So vollendet sich die Einheit des Erkenntnisses. Synthetische Sätze ergeben sich, von denen der Verstand nichts weiß. Vernunft zielt auf höchste Einheit der Verstandesbegriffe. Sie schreibt dem Verstand die Richtung auf Einheit vor, die Aufgabe der Vorbereitung ihrer eigenen Leistung; diese Leistung hat zum Ziel, „alle Verstandeshandlungen in Ansehung eines

jeden Gegenstandes in ein absolutes Ganzes zusammenzufassen". Die Vernunft sucht das „Systematische“ der Erkenntnis zu erzeugen, einen Zusammenhang der Erkenntnis aus einem Grundsatz.

Der Verstand aber bereitet der Vernunft ihren Stoff. Sie geht nie zunächst auf Erfahrung oder auf irgendeinen Gegenstand zurück, sondern auf den Verstand. Er ist „das Vermögen der Erkenntnis überhaupt“, „das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken“. Von der Sinnenanschauung geht es weiter zum Verstand, vom Verstand zur Vernunft, „über welche nichts Höheres in uns angetroffen wird, den Stoff der Anschauung zu bearbeiten und unter die höchste Einheit des Denkens zu bringen“. „Die Einheit aller möglichen Verstandeshandlungen systematisch zu machen, ist ein Geschäft der Vernunft.“

Schon in der „Rhapsodie“, am 13. Oktober, arbeitet Schlegel mit diesem kantischen Gegensatz von Vernunft und Verstand. Als höchstes synthetisches Vermögen des Menschen läßt ja nur die Vernunft ihn zur „Allheit“ gelangen. Kantisch ist auch der Begriff des „Vernünftlers“ als eines Vereinseitigers der Vernunft. Weil mir hier nur um die Verwandtschaft der Begriffswelt Kants mit der des jungen Schlegel zu tun ist, forsche ich jetzt nicht nach andern, deren Ansichten in den vorgeführten Bekenntnissen Schlegels sich melden. Ausdrücklich sei indes gesagt, daß der ganze Tatsachenbestand nur verundeutlicht wird, wenn einerseits der Brief vom 13. Oktober und die ihm angefügte Darlegung „Vom Ideal“ zwar auch als kantisch bezeichnet werden, zugleich indes die Behauptung auftritt, das moralische Organ des Hemsterhuis meine ungefähr dasselbe. Gerade der Schlußsatz des Abschnitts „Vom Ideal“ scheint nur auf die Unterscheidung hinzuweisen, die bei Kant zwischen Verstand, dem Vermögen, zu begreifen und zu schließen, und der Vernunft sich durchsetzt. Am 17. November bezeichnet dann Schlegel den „schädlichen Mißbrauch“ der Vernunft noch mit Kants Ausdruck „Vernünfteln“.

Dringlich stellt sich die Frage, warum Schlegel gerade gegen Schiller die Begriffscheidung Kants ausspielt. Er konnte das nicht als Anhänger einer irrationaleren Lehre, etwa der Ansicht des Holländers Hemsterhuis, tun; denn zu genau decken sich die Begriffsbestimmungen, mit deren Hilfe er Schiller zum Verstandesmenschen machen will, mit Kants Anschauungen. Die schwere Frage zu beantworten, muß weit ausgegriffen werden.

Auch Helmut Fohwortschny beantwortet diese Frage nicht, obgleich er über die von mir angeführten Briefe Schlegels Bemerkenswertes zu

sagen hat und besonders (S. 131 und schon früher) betont, daß der Gegensatz von Verstand und Vernunft einen entscheidenden Gesichtspunkt in Schlegels Philosophieren bedeute.

III. Schlegel und Schiller (Idealismus und Realismus)

Friedrich berichtigt die Ansichten seines Bruders. Ihm, dem Anwalt einer Weltanschauung, die irrational gegen Vernunftserkenntnis und gegen ihre Ansprüche sich kehrt, sagt Friedrich, wie Kant es eigentlich meine, und wie nach Kant der Begriff der Vernunft zu fassen ist. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang, was über J. H. Jacobi vorgebracht wird. Für Wilhelm ist Jacobi ein Gegner der Vernunft; Friedrich erweist ihn als einen Vernunftmenschen im Sinn Kants. An dieser Stelle enthüllt sich, wie sehr Wilhelm noch in einer Vorstellungswelt befangen war, die dem Sturm und Drang eignete, einer Vorstellungswelt, die auch in Herder besteht und vollends im jungen Goethe. Sie stammt von Hamanns Vernunftfeindschaft. Sie waltet in Goethes Urfaust; sie kennzeichnet sich in den ersten Sätzen, die zu Beginn der Dichtung im Selbstgespräch Faust vorbringt. „In Worten kramen“ heißt ihm Vernunfttätigkeit; unfähig erscheint sie ihm, zu erkennen, was die Welt im innersten zusammenhält.

Auch Goethe mußte sich belehren lassen, um zu erfassen, daß er nicht das befehde, was für Kant Vernunft heißt. Wohl dämmerte in ihm schon früher bessere Einsicht; sie ist bereits im Faustfragment zu verspüren. Doch noch blieb für Schiller viel Arbeit übrig, Goethe zu den Einsichten hinzuführen, die sich für Wilhelm Schlegel in den Briefen seines Bruders vom Herbst 1793 aufstuten.

Mein Aufsatz „Goethe und das Problem der faustischen Natur“ (Vom Geistesleben alter und neuer Zeit, Insel-Verlag 1922 S. 375 ff.) legt das in aller Kürze dar. Schiller entdeckte, in welchem Maß Faust nach Kants Begriffsbestimmung Vernunftmensch ist. Auch Schiller nutzt dabei Kants Scheidung von Verstand und Vernunft. Folgerichtig muß er Mephisto zum Vertreter des Verstandes machen. Ganz kurz ist in meinem Aufsatz auch angegeben, wieweit die Gegenüberstellung des Idealisten und des Realisten in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ zugleich den Wesensgegensatz Fausts und Mephistos erläutert. Ein Schritt weiter führt schon meinen Aufsatz zu der Tatsache, daß in dem Wesen des Idealisten von Schiller vorweggenommen wird, was alsbald Wesen des deutschen Romantikers sein sollte. Fichte hatte — wie die Briefe „über